Wissen, Kommunikation und Gesellschaft
Schriften zur Wissenssoziologie

Jochem Kotthaus

Wissenssoziologische Sozialpädagogik

Entwurf einer Theorie der Sozialarbeit

Springer VS

Wissen, Kommunikation und Gesellschaft

Schriften zur Wissenssoziologie

Reihe herausgegeben von

Hans-Georg Soeffner, Kulturwissenschaftliches Institut Essen (KWI), Essen, Deutschland

Ronald Hitzler, Fakultät 17, Institut für Soziologie, Technische Universität Dortmund, Dortmund, Deutschland

Hubert Knoblauch, Institut für Soziologie, Technische Universität Berlin, Berlin, Deutschland

Jo Reichertz, Institut für Kommunikationswissenschaft, Universität Duisburg-Essen, Essen, Deutschland

Reiner Keller, Philosophisch-Sozialwissenschaftliche Fakultät, Universität Augsburg, Augsburg, Deutschland

Michaela Pfadenhauer, Institut für Soziologie, Universität Wien, Wien, Österreich

Wissenssoziologie hat sich schon immer mit der Beziehung zwischen Gesellschaft(en), dem in diesen verwendeten Wissen, seiner Verteilung und der Kommunikation (über) dieses Wissen(s) befasst. Damit ist auch die kommunikative Konstruktion von wissenschaftlichem Wissen Gegenstand wissenssoziologischer Reflexion. Das Projekt der Wissenssoziologie besteht in der Abklärung des Wissens durch exemplarische Re- und Dekonstruktionen gesellschaftlicher Wirklichkeitskonstruktionen. Die daraus resultierende Programmatik fungiert als Rahmen-Idee der Reihe. In dieser sollen die verschiedenen Strömungen wissenssoziologischer Reflexion zu Wort kommen: Konzeptionelle Überlegungen stehen neben exemplarischen Fallstudien und historische Rekonstruktionen neben zeitdiagnostischen Analysen.

Weitere Bände in der Reihe http://www.springer.com/series/12130

Jochem Kotthaus

Wissenssoziologische Sozialpädagogik

Entwurf einer Theorie der Sozialarbeit

Springer VS

Jochem Kotthaus
Fachhochschule Dortmund
Dortmund, Deutschland

ISSN 2626-0379 ISSN 2626-0387 (electronic)
Wissen, Kommunikation und Gesellschaft
ISBN 978-3-658-34594-5 ISBN 978-3-658-34595-2 (eBook)
https://doi.org/10.1007/978-3-658-34595-2

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2022
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.
Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Katrin Emmerich
Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.
Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Beginnender Exkurs (Vorwort)

Die „Einstellung des Sozialwissenschaftlers ist die eines bloß desinteressierten Beobachters der Sozialwelt. Er ist nicht in die beobachtete Situation einbezogen, die ihn nicht praktisch, sondern nur kognitiv interessiert“, heißt es bei Alfred Schütz (1971, S. 41). Nicht existentiell in die Alltagswelt der Menschen eingebunden zu sein, kennzeichnet damit die Sozialwissenschaften.[1] Das Engagement der Wissenschaftlerin und des Wissenschaftlers bezieht sich auf die Analyse und die Abstraktion, nicht auf die Teilnahme – schon gar nicht auf die Intervention. Schütz behauptet freilich nicht, dass eine solche Trennung existieren muss. Vielmehr folgen Sozialwissenschaftler den eigenen Vorgaben einer emotionalen Distanz wissenschaftlicher Tätigkeit und wollen ihre Aussage als Deskription der gewöhnlich in der Sozialwissenschaft anzutreffenden Einstellung verstanden wissen. Schütz verneint zudem gerade das, was man in der Sozialarbeit zumindest partiell für die Grundlage einer guten Professionalität hält: die Beziehung zum Mitmenschen und den Wunsch zu helfen. Der Sozialwissenschaftler „kann niemals mit einem in der Sozialwelt Handelnden in die mitmenschliche Wirkensbeziehung eintreten, ohne dabei zumindest vorübergehend seine wissenschaftliche Einstellung aufzugeben“ (1971, S. 45). In der Alltagswelt sind die dort alltäglich wahrnehmenden, deutenden und handelnden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dann wieder Alltagsmenschen. Dies nimmt nicht wunder: Die Alltagswelt, in der sich der Mitmensch, der Klient oder die Klientin befindet, und die Wissenschaft als methodische Praxis der Wirklichkeitsbeobachtung zeichnen sich durch einen jeweils eigenen kognitiven Stil aus, eine epistemische Logik der Wahrnehmung und des Denkens. Entsprechend ist auch Soeffner zu verstehen,

[1] Natürlich haben auch der Soziologe und die Soziologin einen Alltag – nur zu einem anderen Zeitpunkt als die beforschten Subjekte.

der geradewegs die sozialarbeiterisch permanent umfänglich diskutierte Anwendungsorientierung im Blick zu haben scheint, wenn er schreibt: „Die immer wieder zu hörende Forderung nach unmittelbarer ‚gesellschaftlicher Relevanz', ‚Praxisbezug', ‚Verwertungsaspekt' wissenschaftlicher Arbeit […] intendiert, wie bereits an den Formulierungen deutlich wird, die Anerkennung überkommener, von ‚außen' an die wissenschaftliche Haltung herangetragener Werthaltungen und Normen durch die Wissenschaft, mithin das genaue Gegenteil dessen, was die wissenschaftliche Haltung gegenüber der gesellschaftlichen Realität ausmacht" (Soeffner, 2004, S. 35). In der gleichen Tradition stehend spricht Luckmann (1992, S. 177) von „interesselosen Wirklichkeitsbehauptungen", Berger von einem „soziologischen Bewusstsein" (2011/1963), welches eigene Vorannahmen so weit wie möglich suspendiert, und Srubar von der „Attitüde des distanzierten Beobachters" (2007, S. 569).[2]

Bemerkenswert ist, dass nun ausgerechnet die dem Verstehen verpflichteten Vertreterinnen und Vertreter ihrer Disziplin eine analytische Distanz fordern. Keineswegs selbstverständlich, sicher auch kontraproduktiv, scheint, das Verstehen des Mitmenschen an eine ‚mitmenschliche', das heißt emotionale, werteorientierte und/oder unterstützungswillige Grundlage zu knüpfen. Würde man diese Hinweise zur Grundlage sozialarbeiterischer Überlegungen machen, dann müsste die Sozialarbeit entweder ihren Anspruch aufgeben, eine akademische Disziplin zu sein, oder zumindest in einem ersten Schritt anerkennen (und eine Diskussion darüber beginnen), dass sie, gemessen an den recht klaren Beschreibungen, die Schütz stellvertretend für einen relevanten Teil der Sozialwissenschaften formuliert hat, ein (ungelöstes) Normativitätsproblem gleichsam von Natur aus in sich trägt. Man kann in einer solchen Diskussion nach intensiver Erörterung zu diesem oder jenem Ergebnis kommen, eventuell auch zu einer synthetischen Lösung, aber die Diskussion und der inhaltliche Streit sind jedenfalls der Weg, auf dem in der Wissenschaft eine derart auf der Hand liegende Frage wie diese zu klären ist. Dass dies bereits geschehen sei und in der Fachöffentlichkeit Einigkeit darüber bestehe, dass „moralische Ansprüche und normative Zieloptionen zu den elementaren Grundlagen Sozialer Arbeit zählen" (Lob-Hüdepohl & Lesch, 2007, S. 7), ist trotz der feststellbaren ethischen Aufladung der Sozialarbeit akademisch kaum plausibel.

Die vorliegende, im Verlauf mehrerer Jahre entstandene Untersuchung nimmt diesen Gedanken auf und spinnt ihn weiter. Es handelt sich bei ihr um die

[2] Zur Werturteilsfreiheit gehört freilich auch, hier anzumerken, dass diese scharfe Trennung nicht von den Sozialwissenschaften insgesamt geteilt wird (vgl. zusammenfassend beispielsweise Beck, 1974).

überarbeitete und aktualisierte Fassung meiner von der Technischen Universität Dortmund, Fakultät Sozialwissenschaften, angenommenen Habilitationsschrift. Ausgangspunkt des Gesamtprojekts war eine frühe Version des zweiten Kapitels, die an anderer Stelle bereits im Druck erschienen ist (Kotthaus, 2017a). Die Studie stellt den Versuch einer soziologischen, genauer einer mundanphänomenologisch-wissenssoziologischen Theorie der Sozialarbeit dar. Ich stelle die Frage, wie sich die Sozialarbeit theoretisch konsistent fassen lässt, und zwar im Hinblick auf den Gegenstand selbst (die Klientel der Sozialarbeit) wie auch die institutionalisierte Vorgehensweise der Professionellen. Zumindest implizit ist es meine Absicht, die Sozialarbeit insofern akademisch anschlussfähiger zu gestalten, als dass von der genannten theoretischen Basis aus subjektive, kulturelle und gesellschaftliche Implikationen der institutionalisierten sozialarbeiterischen Tätigkeit beschrieben und erörtert werden könnten. Dies bezieht sich auf das Normativitätsproblem der Sozialarbeit, also die Frage, wie die Logik des Eingriffs in den Alltag mit dem Anspruch der unbeteiligten Analyse zu vereinbaren ist. Aus einer geplanten kurzen Abhandlung über die Bereinigung der theoretischen Grundlagen der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit hat sich im Laufe der Zeit ein umfängliches und vielleicht übermäßig ambitioniertes Projekt entwickelt. Aufgrund der bereits gegebenen Länge der Untersuchung verzichte ich darauf, die disziplinär vielfältig verorteten theoretischen Bemühungen einer Sozialarbeitswissenschaft oder Wissenschaft der Sozialarbeit zu rekonstruieren und ihre Grundbegriffe oder ihren Gegenstandsbereich (vgl. insgesamt Rauschenbach & Züchner, 2012) zu analysieren. Ich erspare mir zudem eine für das Anliegen dieser Untersuchung nicht notwendige Historisierung sowie sehr weitläufig die Bürde, sich die ausgetretenen argumentativen Schneisen erneut anzuschauen und Position zu beziehen. Weiterhin ist nicht beabsichtigt, eine Theorie für die Praxis zu entwerfen. Ziel ist vielmehr eine analytische Grundlegung, die nicht in der „Wissenschaft Sozialer Arbeit“ wurzelt, sondern ein etabliertes soziologisches Theorem auf einen ihm zunächst fremden Erfahrungsbereich anwendet. Diese Idee ist nicht neu und wurde in ähnlicher Form schon geäußert. Müller und Zifonun (2010) haben beispielsweise vorgeschlagen, die wissenssoziologischen Erörterungen von Berger und Luckmann (1969) „auf den Fall der gesellschaftlichen Konstruktion ethnischer Wirklichkeit anzuwenden“ und unter diesem „Rahmenkonzept“ (2010, S. 11) Theorie und Empirie der Ethnizität zu versammeln. Entstanden ist ein sehr konsequenter Entwurf einer wissenssoziologischen Erklärung von Ethnizität. Auch Kleve (2007/1999, S. 15) versteht seine systemtheoretische Untersuchung „in erster Linie als ein[en] Vorschlag, die theoretischen Reflexionen der Sozialen Arbeit an neuere wissenschaftstheoretische und sozialwissenschaftliche Konzeptionen anzuschließen“. Während Kleves Ansatz durchaus originell Systemtheorie

und Postmodernismus kombiniert, ist die systemtheoretische Grundlegung der Sozialarbeit durch Bommes und Scherr (2012) etwas orthodoxer.

Ich bin verschiedenen Menschen zu tiefem Dank verpflichtet: Ronald Hitzler hat mein Habilitationsverfahren betreut und begleitet. Er hat eine frühe Version der Untersuchung mit einigen unschuldigen Fragen kommentiert, die zu weitreichenden Umarbeitungen geführt haben. Man kann und darf es nicht anders sagen: Die Bedeutung von Ronalds Kompromisslosigkeit und theoretischer Schärfe können für meine konzeptionellen Überlegungen, aber auch die Ausprägung eines „soziologischen Bewusstseins“ nicht genug hervorgehoben werden. Dass aus der Vielzahl verstreuter Ideen ein Buch geworden ist, ist wesentlich ihm zuzuschreiben. Ich verstehe noch immer nicht genau, was ihn zu dieser Energieleistung bewog – in jedem Falle ist dieses Projekt und seine erfolgreiche Beendigung ganz wesentlich ihm zuzurechnen. Axel Groenemeyer hat meine Habilitation ebenfalls überaus wesentlich begleitet. Axel ist vor dem Abschluss des Verfahrens verstorben. Ich bedaure dies zutiefst und hoffe, dass sein theoretischer Einfluss im Buch selbst deutlich und eindeutig herausgearbeitet ist. Jo Reichertz und Darius Zifonun sei für die vielen wertvollen gutachterlichen Hinweise gedankt. Von dieser Seite gab es eine gewisse Kritik an der Eindeutigkeit der Beschreibung des Gegenstandes, die ich hoffe, mit der vorliegenden Untersuchung gelöst zu haben. In der Schlussphase war es dann vor allem Peter Kauder, der sich ‚beyond the call of duty‘ für einen erfolgreichen Abschluss des Verfahrens einsetzte.

Mehreren Kolleginnen und Kollegen möchte ich für ihre Bereitschaft danken, die ein oder andere Version eines Kapitels oder der gesamten Untersuchung gelesen und mit mir diskutiert zu haben: Paul Eisewicht, Nina Erdmann, Judith von der Heyde, Svenja Reinhardt, Holger Schmidt, Claudia Streblow-Poser, Daniela Templin und Gerrit Weitzel. Insbesondere mein allzu liberaler Umgang mit den Klassikern ist wiederholt kritisiert und die theoretische Konsistenz der Argumentation somit deutlich verbessert worden. Mein Dank geht auch an Karsten Krampe, Nina Leicht, Sina-Marie Levenig, Nader Soltani und Sebastian Weste, die über viele Semester die Ankündigung des Buchs in verschiedenen Seminaren ertragen und eine allererste Version lesen (und erleiden) mussten. Norbert Richter hat mich gezwungen, genauer zu überlegen, welche Art Theorie ich zu schreiben beabsichtige. Carola Schuberth hat eine frühere Version des Texts korrigiert, Daniela Gasteiger die Druckversion lektoriert.

Mein abschließender Dank gilt Matthias, Samuel, Jakob, Fabian und Jonas, die dieses „kleine Seitenprojekt“ neben all den anderen „kleinen Seitenprojekten“

recht klaglos ertragen haben. In Nina Dorafschans Küche habe ich die beiden wesentlichen Gedanken dieser Untersuchung entwickelt und zwei schlimme mentale Verknotungen gelöst. Ihr sei dieses Buch gewidmet.

Witten, im Frühjahr 2021 Jochem Kotthaus

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung 1

2 Das Subjekt in der institutionell geordneten Welt 13
2.1 Das Subjekt 16
2.2 Das Verstehen 45
2.3 Die institutionelle Ordnung 65

3 Sozialarbeit in wissenssoziologischer Fassung: zwei Vorschläge 89
3.1 Sozialarbeit im wissenssoziologischen Theorierahmen: Hans Thierschs „Lebensweltorientierte Soziale Arbeit“ 89
3.2 Sozialarbeit als Therapieform 106

4 Die Krise als sozialarbeiterische Methode 125
4.1 Die reflexive Moderne 129
4.2 Der Zweifel 146
4.3 Kritik und Re-Integration 168

5 Die Legitimation der Sozialarbeit 181
5.1 Sozialarbeit und ihre Legitimation als Problembearbeitungsinstitution 181
5.2 Sozialarbeit und ihre Legitimation als Disziplin 195

6 Als Fazit: Sozialarbeit als Disziplin und Profession? 221

Literatur 227

Einleitung 1

Sozialarbeit als Disziplin

Der Kampf um den Wissenschaftscharakter[1] der Sozialarbeit ist eines der merkwürdigsten Phänomene in der Geschichte der deutschen Sozialwissenschaften seit ihrer Akademisierung in den frühen 1970er Jahren. Anders als in anderen Disziplinen geht es hierbei nicht allein um die Bewährung einzelner Theorien und Methoden, vielmehr werden der Gegenstandsbereich der Sozialarbeit und ihre erkenntnistheoretische sowie methodologische Ausrichtung selbst in Frage gestellt. Ganz unzweifelhaft haben einzelne Theorien der Sozialpädagogik die Praxis der Sozialarbeit um wesentliche Ansätze bereichert. Ebenso unzweifelhaft sind aber auch zwei andere Entwicklungen zu diagnostizieren: Einerseits hat eine „Flucht in die Ethik" (Winkler, 1997, S. 65) nicht nur eingesetzt, sondern auf breiter Front stattgefunden; andererseits ist eine Verbreitung von „Alltagstheorien" (vgl. Soeffner, 2004, S. 15 ff.) zu konstatieren. Diese Bewegung fort von der Auseinandersetzung um das bessere, plausiblere Argument oder Erklärungsmodell hin zu einer ideologischen Grundlegung der Sozialarbeit als etwa den Menschenrechten verpflichteter Profession lässt sich nach Winkler dahingehend erklären, dass der Anspruch auf Weltdeutungsbefähigungen angesichts einer hochkomplexen Gesellschaftsmodifikation und -formation nicht trotz, sondern gerade aufgrund der fortwährenden Zunahme partikularen Wissens abschmilzt.

Ich verstehe unter Sozialarbeit zunächst die in den 1970er Jahren entstandene, eher von ihrer Praxis und den Bedürfnissen dieser Praxis geprägte Form

[1] Dass dieser Abschnitt in Aufbau und Formulierungen schamlos von Alfred Schütz (1932, S. 1) stiehlt, will ich nicht leugnen.

© Der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2022

J. Kotthaus, *Wissenssoziologische Sozialpädagogik,* Wissen, Kommunikation und Gesellschaft, https://doi.org/10.1007/978-3-658-34595-2_1

der Einwirkung auf das pädagogisch bearbeitungsbedürftige Subjekt. Mit Sozialpädagogik sei hier die in einer erziehungswissenschaftlichen Tradition stehende Erörterung der Bedingungen subjektiver Bildung und Erziehung außerhalb von Familie und Schule begriffen. Damit sollen insgesamt die Differenzen zwischen Praxis (Sozialarbeit) und Theorie (Sozialpädagogik) deutlicher werden. Ich stimme nicht mit Thole (2012) überein, dass beide ‚Stränge' im Grunde in Bezug auf ihren Gegenstandsbereich, ihre Ausbildung oder ihre fachdisziplinären Grundlagen keine Unterschiede mehr aufweisen. Mit der Bezeichnung sozialarbeiterischer Tätigkeit als „Sozialarbeit" verweigere ich mich deshalb auch der Versuche und der Versuchung, „Soziale Arbeit" als subsumierende Oberkategorie für Sozialarbeit und Sozialpädagogik zu gebrauchen. In der Praxis und zumindest der sozialarbeiterischen Theorie scheint sich dies als Bemühen durchgesetzt zu haben, die Sozialpädagogik in den eigenen Handlungs- und Denkkontext einhegen und quasi als zwei Seiten einer Münze betrachten zu wollen. Eine wissenssoziologische Untersuchung betrachtet jedoch Unterschiede im Erkenntnisstil, welcher als Bewusstseinskorrelat des geteilten Wissens und der in der jeweiligen Sinnwelt zu tätigenden subjektiven Erfahrungen verstanden werden kann. Sozialarbeit und Sozialpädagogik weisen kontrastierende kognitive Stile auf: Derjenige der sozialpädagogischen Theorie ist davon gekennzeichnet, Zweifel und Lücken zu systematisieren und alternative Deutungs- und Handlungsmöglichkeiten zu formulieren, derjenige der Sozialarbeit von einer Ausklammerung des Zweifels und der Transformation des Abweichenden in das Normale (vgl. Kühnlein & Mutz, 1996, S. 20). Auch systemtheoretisch gedeutet müsste man zu dem gleichen Ergebnis kommen, nämlich der Verschiedenheit von Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Das Programm der Sozialpädagogik als Teil des Funktionssystems Wissenschaft ist durch den Code wahr/unwahr gekennzeichnet (vgl. Luhmann, 1992a). Nähme man an, dass die Sozialarbeit tatsächlich ein eigenes Funktionssystem darstellt, dann könnte Konformität/Abweichung oder Hilfe/Nicht-Hilfe (vgl. Baecker, 1994), möglicherweise auch Fall/Nicht-Fall (vgl. Maaß, 2009) beziehungsweise Inklusion/Exklusion (vgl. Merten, 2001) codiert werden. Der Sozialarbeit geht es aber gerade nicht um Wahrheit, sondern um das Wünschenswerte, die Veränderung, die Intervention. Im Ergebnis lässt sich feststellen, dass die Programme von Sozialpädagogik und Sozialarbeit wenig Gemeinsamkeiten aufweisen und nicht dazu angetan sind, unter einen Begriff gefasst zu werden. Eine Gleichsetzung käme vielmehr einem Kategorienfehler gleich. Indes: Stringent zu verfolgen ist diese kategoriale Grenzziehung aus pragmatischen Gründen nicht, da in dieser Untersuchung Arbeiten referenziert werden, die entweder eine andere Unterscheidung vornehmen oder Sozialpädagogik und Sozialarbeit ungeachtet der damit entstehenden Unschärfe in eins setzen.

Die Paradoxität der Sozialarbeit besteht in der ihr eigenen Erfolgsgeschichte. Stillschweigende oder auch mit Inbrunst vorgetragene sozial-philosophische, fast metaphysische Voraussetzungen, Werturteile und ethisch-politische Postulate bestimmen oft genug die prinzipiellen Einstellungen der in der Sozialarbeit tätigen Personen. Diese Verlautbarungen haben der breiten Masse der Praktikerinnen und Praktiker ein – wenngleich erkenntnistheoretisch zweifelhaftes – professionelles Fundament zur Verfügung gestellt, die Sozialarbeit jedoch im akademischen Kontext zunehmend isoliert. Dabei ist verständlich, dass Professionelle der Versuchung erliegen, mit (auch in der akademischen Ausbildung propagierten) normativen Propositionen wie „kritische Handlungswissenschaft", „Menschenrechtsprofession" oder „Alltagstheorien" an die Welt der Klientinnen und Klienten heranzutreten. Eine solche Haltung verträgt sich aber nur schlecht mit dem jeder wissenschaftlichen Betätigung eigenen Grundsatz der schlichten Erfassung, Beschreibung und Erklärung[2] der vorgegebenen Tatsachenwelt unter dem Postulat der Wertfreiheit. Zwar liegt es in der Natur der Sozialarbeit als pädagogischer Tätigkeit, dass mit ihr an irgendeinem Punkt Sollenssätze aufgestellt und intervenierend in die Alltagswelt eingegriffen wird. Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter stellen nicht nur Wissen bereit, sondern gestalten soziale Beziehungen aktiv. Insofern unterscheidet sich die pädagogische Tätigkeit strukturell von der Soziologie, welche sich in vornehmster Art und Weise um die Konsequenzen ihrer Analyse nicht sorgen muss, da sie für deren Verwendung nicht verantwortlich zeichnet. Bei der hier zu führenden kritischen Normativitätsdiskussion geht es aber nicht mehr nur um die Bereitstellung von Handlungswissen für die sozialarbeiterische Praxis oder für Sozialtechnologien, die selbst bereits außerhalb der analytischen Sozialwissenschaften liegen würden (vgl. Hitzler, 2008; Brezinka, 1971), sondern um die Selbstisolierung eines ganzen Berufsfeldes sowie eines an den Hochschulen vertretenen Theoriebetriebs, der sich zumindest in großen Teilen mit der ethisierten Praxis auseinandersetzen muss. Meine Argumentation lautet an dieser Stelle, dass der ohnehin schon unterversorgte akademische Kern der Sozialarbeit zunehmend in einem iterativen Prozess verloren geht: Die Protagonistinnen und Protagonisten bemühen sich um eine eigene Fach- und Professionskultur, koppeln sich dabei aber gleichzeitig von tragfähigen sozialwissenschaftlichen Theorieentwicklungen ab. Sie legitimieren sowohl diese Abkopplung wie auch das Bemühen um eine fachdisziplinäre Eigenständigkeit mit einer vorgeblich in besonderer Weise ausgeprägten und notwendigen ethischen Ontologie. Die unvoreingenommene Generierung von Daten, die logische Begriffsarbeit und die

[2] Dass eine „erklärende" und eine „verstehende" Soziologie unterschiedliche erkenntnistheoretische Grundlagen ausweisen, sei hiermit zumindest angesprochen.

Verarbeitung des Materials mit den Mitteln exakter Analyse müssen aber unter allen Umständen die vorrangige Grundlage jeder Intervention und überhaupt jeder pädagogischen Tätigkeit sein, die für sich den Titel der Wissenschaftlichkeit in Anspruch nimmt. Genau dies findet jedoch im Rahmen einer ethisierten oder alltagstheoretischen beruflich-sozialarbeiterischen Praxis nicht mehr statt. Noch bevor überhaupt gegebene Wirklichkeit möglichst unvoreingenommen erfasst und analysiert werden kann, konzipiert sich die Sozialarbeit ohne intensive Reflexion als eine ethische oder politische Tätigkeit. Zwar liegen davon abweichende Beschreibungen einer professionell reflexiven sozialarbeiterischen Tätigkeit im Anschluss an hermeneutische, lebensweltliche und ethnographische Grundlagen vor (vgl. beispielsweise Dewe, 2009; Dewe & Otto, 2012; Mollenhauer & Uhlendorff, 1992). Diese leiseren und subjektbezogenen Töne bleiben aber zumindest in der Praxis der Sozialarbeit meines Erachtens nach weitgehend ungehört.

Der Interessenschwerpunkt der gegenwärtigen Sozialarbeit liegt nach diesen Beobachtungen nicht darin, Reputation durch Anschlüsse an etablierte akademische Disziplinen zu gewinnen – im Gegensatz zur universitären Sozialpädagogik, welche als Teil der Erziehungswissenschaft mit deren anderen Bereichen um Ressourcen, Deutungshoheit und Anschlüsse streitet.[3] Anders die Sozialarbeit: Kaum ein Bereich professionellen Handelns verwendet derart viel Energie, Zeit und Ressourcen darauf, zum einen Unabhängigkeit gegenüber Klientel und Auftraggebern, zum anderen moralische und wissenschaftliche Eigenständigkeit und Überlegenheit zu behaupten. Das Ergebnis bleibt jedoch ernüchternd. Die Sozialarbeit spielt im akademischen Konzert ein Permanentsolo, weil sie eben nicht die sozialwissenschaftliche Partitur bedient, sondern weitgehend in einer eigenartigen Harmonik musiziert, die den Praktikerinnen und Praktikern wohl verständlich sein mag, sich jedoch kaum anschlussfähig gegenüber anderen akademischen Gruppen zeigt. Weniger metaphorisch könnte man feststellen, dass dort, wo Kolleginnen und Kollegen der Sozialarbeit interdisziplinäre Zusammenarbeit etwa mit der Politikwissenschaft oder der Soziologie pflegen, sie dies wohl in ihrer Ursprungsdisziplin als Soziologen, Politik- oder Sozialwissenschaftler tun. Die theoretische Abkopplung der Sozialarbeit lässt sich (auch) als Überschätzung des

[3] Auch aus diesem Grunde wird sich das vielfach herbeigeschriebene Zusammenfallen von universitärer Sozialpädagogik und fachhochschulischer Sozialarbeit in absehbarer Zeit nicht ereignen. Dies wäre keine Liebesbeziehung, nicht einmal ein Zweckbündnis, sondern ein etwas zufälliges Zusammentreffen aufgrund einer Namensähnlichkeit. Aus Sicht der Sozialpädagogik muss die Sozialarbeit sich als kaum anschlussfähig an sozialwissenschaftliche Diskurse und das Wissenschaftssystem generell darstellen. Aus Sicht der Sozialarbeit ist die Sozialpädagogik einem schwerfälligen Wissenschaftssystem verpflichtet und trotz anderer Bekundungen kaum praxistauglich. Beide sind füreinander eine schlechte Partie.

Erklärungspotentials der eigenen, kaum akademisch anschlussfähigen Theorie(n) lesen. Ansätzen, die unterstellen, die Alltagswelt und die in ihr wirkenden Menschen häufiger als selten besser zu verstehen als diese Menschen sich selbst, ist wohl eher mit Misstrauen zu begegnen. Eben diese Position scheint allerdings die Praxis der Sozialarbeit zu beanspruchen: Sie behauptet von sich, eine mit eigenständiger ethischer und moralischer Grundlage ausgestattete, aus der Dialektik von Subjekt und Gesellschaft, aus Episteme, Dispositiven und Diskursen, aus den kapitalistischen Verwertungszusammenhängen freigestellte Praxis zu besitzen. Eine Standortgebundenheit des Wissens scheint es für die Sozialarbeit nur unter der Perspektive zu geben, dass sozialwissenschaftlicher Theorie als Erklärungsmöglichkeit des empirisch Vorfindlichen nicht vertraut werden kann und stattdessen auf Selbstdeutungen der Betroffenen ausgewichen werden muss.

Die hier vorliegende Untersuchung versucht eine *soziologische Grundlegung der Sozialarbeit,* und zwar in der Lesart, welche als *verstehende Soziologie* bekannt geworden ist und über die Mundanphänomenologie zur Wissenssoziologie theoretisch ausgebaut wurde. Unter Mundanphänomenologie verstehe ich die von Alfred Schütz und nachfolgenden Interpreten angeregte Klärung der invarianten, formalen Strukturen der Lebenswelt des Subjekts. Diese Mundanphänomenologie begründet sich im transzendentalphänomenologischen Werk Husserls, den ich an verschiedenen Stellen anführe, ohne eine strenge Exegese leisten zu können (vgl. hierzu zusammenfassend Hitzler & Eberle, 2000). Sie fragt zunächst nach der Struktur insbesondere der Alltagswelt als dem Raum der Begegnung mit Alter Ego. Diese Alltagswelt ist nicht nur als Summe der subjektiven Erfahrungen bestimmt, sondern auch und wohl schwerwiegender durch das gesellschaftlich verteilte Wissen, welches sich dem Subjekt als Erfahrung der Erfahrung vieler vermittelt. Die Mundanphänomenologie fragt daher zweitens nach den Handlungs- und Verstehensleistungen des Subjekts in dieser Alltagswelt. Sie „zielt ihrem Selbstverständnis nach auf die Beschreibung der invarianten Grundstrukturen der menschlichen Welterfahrung, insbesondere auf die Grundstrukturen der alltäglichen menschlichen Welterfahrung“ (Hitzler, 1987, S. 156), und ist über die Frage des Verhältnisses von Subjekt und Gesellschaft als Wissenssoziologie an genuin soziologische Problemstellungen anschlussfähig.

Die historische Entwicklungslinie beginnt hier bei Simmel (1908), der die Soziologie noch eher als Methode ohne eigenen, disziplinär abgegrenzten Gegenstand denn als eigenständige Wissenschaft konzipiert. Ihre Aufgabe ist es, Gesellschaft als Vergesellschaftung systematisch zu erfassen. Dabei stehen nicht isolierte Individuen im räumlichen Neben- und zeitlichen Nacheinander im Zentrum des Interesses, sondern ihre „gegenseitige Beeinflussung“ oder „Wechselwirkung“. Weber geht in der soziologischen Betrachtung der Inbezugsetzung der Subjekte

noch einen Schritt weiter: Das Eigentümliche an der soziologischen Arbeit sei es, das soziale Handeln zu deuten und in Bezug auf Ablauf und Wirkung zu erklären (vgl. Weber, 1922b). Mit sozialem Handeln ist solches gemeint, welches in seinem Sinn an anderen orientiert ist.[4] Dieses Handeln ist in Strukturen eingebettet und erzeugt und verändert diese im Vollzug. Das bedeutet auch, dass das Handeln des Subjekts nicht nur einfach in Wechselwirkungen steht, sondern dass Subjekte über Zeit und Raum hinweg bestimmte typische Formen des Handelns hervorbringen, die man als institutionalisierte Ordnung der Alltagswelt bezeichnen kann. Hiermit ist jedoch gerade kein methodologischer Individualismus gemeint, kein Aggregat der Interessen kühl kalkulierender Akteure. Wie Srubar (1992) überzeugend darstellt, vollzieht hier Schütz einen wesentlichen Schritt, indem er statt eines Modells „rationaler Wahl" eine Verschränkung von Situationsdefinition, Handlungsentwürfen und deren sozialer Institutionalisierung formuliert. Die zugrunde liegenden Strukturen der Alltagswelt entstanden und entstehen, ohne der Kontrolle eines einzelnen Subjekts zugänglich zu sein, obwohl sie unbedingt von dessen reproduktiver Leistung im Zuge der Objektivierung abhängen. Sie sind den Bewohnern der Alltagswelt die unhintergehbare Grundlage des alltäglichen Zusammenlebens. Die Sozialwissenschaften müssen sich deshalb Schütz zufolge genau diesem Problem zuwenden, und zwar der „exploration of the general principles according to which man in daily life organizes his experiences, and especially those of the social world" (Schütz, 1954, S. 267). Die Art und Weise, den Gegenstandsbereich der Soziologie zu bestimmen, ändert sich je nach Autorin und Autor und ist an den jeweiligen theoretischen Zugang gekoppelt: Erkenntnisinteresse und Legitimierung als soziologische Kernbereiche entsprechen sich – häufig. Im Rahmen dieser Untersuchung beziehe ich mich, im Wesentlichen dem Vorschlag von Schütz folgend, auf die Alltagswelt des Alltagsmenschen, oder etwas genauer: auf die subjektiven Bewusstseinsstrukturen des Alltagsmenschen, die sowohl dem Verstehen dieser Alltagswelt und den dort gemachten Erfahrungen vorausgehen als auch diese auch permanent reproduzieren.

Gegenstand und Gang der Untersuchung

Eine Problematik der Sozialarbeit ist, wie gezeigt, das spezifische Verhältnis von Theorie und Praxis. Für die Psychologie existiert dieses Verhältnis in einer organisationalen und konzeptionalen Trennung zwischen anwendungs- und

[4] Knoblauch und Schnettler (2004) fassen soziales Handeln als ein solches, das dem Subjekt von anderen an-sozialisiert wurde, sowie als eines, das sich an anderen orientiert. Ersteres stellt jedoch nur einen Spezialfall des letzteren dar, da es sich Weber zufolge nicht um eine Orientierung an einem tatsächlichen und nicht einmal an einem real bekannten anderen handeln muss.

grundlagenorientierten Teildisziplinen, was sich zumindest in Deutschland in einem zweistufigen Ausbildungsmodell niederschlägt (vgl. Pawlik & Rosenzweig, 2000). Die Lehreramtsausbildung ist ebenfalls konsekutiv angelegt, sie wird mit einem Vorbereitungsdienst oder Referendariat abgeschlossen (vgl. Hellmann, 2019). Der Konnex von Theorie und Praxis ist damit fachdidaktisch objektiviert und organisational verfestigt. Für die Erziehungswissenschaft stellt sich dies etwas anders dar. Sie ist ebenso Grundlagendisziplin wie anwendende Sozialtechnologie, ein für die Naturwissenschaft und die Technik übliches Verhältnis (vgl. Bollnow, 1963), das nun allerdings nicht als einfaches Input-Output-Verhältnis gedacht werden darf, sondern als iterativer Prozess der Weiterentwicklung und Vervollkommnung von Erziehung.[5] Spranger (1973) erklärt diese Ausarbeitung von Sollensvorstellungen und damit nach Vogel (2010) die Abwendung von einer wertfreien Soziologie als Eigenweg der Erziehungswissenschaft. Die Formulierung erzieherischer Sollensvorstellungen dürfe in diesem Denken jedenfalls nicht dem Alltagsverstand oder der Politik beziehungsweise Verwaltung überlassen werden. Wer soll, so könnte man Spranger paraphrasieren, nicht nur die Grundlagen, sondern die Zukünfte der Erziehung formulieren, wenn nicht eine Wissenschaft, die sich aus den Zwängen und Funktionszusammenhängen des Alltags einerseits und der Politik andererseits freigestellt sieht?[6] Die Sozialarbeit muss diesen Sachverhalt noch einmal anders konnotieren. In der Erziehungswissenschaft ist historisch die Theorie der institutionellen Praxis vorangegangen. Der Gegenstandsbereich der Pädagogik und in deren Vorfeld die Philosophie umfasste die Erziehung im Alltag der Menschen, lange bevor sie sich mit ihrer modernen Form der Institutionen und Organisationen beschäftigte und diese überhaupt auftraten. Die Sozialarbeit als wissenschaftliche Beschäftigung konzentriert sich jedoch ausschließlich auf diesen Spezialfall von Erziehung, ihre institutionelle Erscheinungsform ist Ausfallbürgin der Abminderung von Nebenfolgen der kapitalistischen Gesellschaft (vgl. Mollenhauer, 1987/1959). Die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen Institutionen stellt sie nicht grundlegend in Frage, sondern verhält sich zu ihrem Gegenstand *immer* affirmativ. Alles andere würde

[5] Dass hier zumindest aus Praktikersicht mitunter ein Kategorienfehler zu unterstellen ist, darf vermutet werden. Erziehung heißt zum einen das beobachtete Abstraktum, die theoretische Fassung einer Praxis, zum anderen ein konkretes, intentionales Handeln, ein Wirken in die Alltagswelt.

[6] Dass dieser Schluss verfehlt ist, da sich die Wissenschaft letztendlich dem Einfluss der Politik nicht entziehen kann, manchmal dies auch gar nicht beabsichtigt, zeigt im Falle Sprangers Ortmeyer (2008).

eine Wendung hin zu einer Abschaffung des Gegenstandsbereichs, der Sozialarbeit selbst, darstellen. Sozialarbeit ist also, wie zuvor ausgeführt, soziale Problemarbeit und Therapie im Sinne Bergers und Luckmanns (1969).

Die vorliegende Untersuchung geht einen etwas anderen Weg. Nach dieser Einleitung klärt das zweite Kapitel die notwendigen theoretischen Grundlagen einer wissenssoziologischen Sozialpädagogik. Zentraler Punkt ist die dialektische Beziehung zwischen Subjekt und Gesellschaft. Hierbei wird vor allem auf Berger und Luckmann (1969) Bezug genommen, die Sozialisation in einem besonderen Verständnis betrachten: als Aufbau einer Lebenswelt – zunächst vor allem einer Alltagswelt. Diese Sozialisation und die Möglichkeit der Veränderung ihres Produkts bieten die Ausgangslage einer notwendigen Fremdheit als Grundlage von Objektivität. Im dritten Kapitel wird auf die „Lebensweltorientierte Soziale Arbeit" nach Thiersch als einen bereits vorliegenden Vorschlag einer subjektorientierten Sozialpädagogik eingegangen. Die Kritik seiner Position ist ihrerseits als Lösung des zuvor erörterten Normativitätsproblems zu verstehen; insbesondere wird versucht, die theoretischen Bezüge Thierschs klarer zu gliedern. Dem wird eine andere Lesart der Sozialarbeit unter theoretischen Aspekten gegenübergestellt: *Sozialarbeit kann dann als Versuch betrachtet werden, Sinnabwanderungen zu therapeutisieren.* Mit dieser Fassung des Kerngeschäfts der Sozialarbeit ist der Anschluss an die vorherige theoretische Darlegung möglich und sinnhaft. In einem nächsten Schritt werden im vierten Kapitel die inneren Abläufe der Prozesse der Krise als die Instrumente geklärt, welche die Sozialarbeit einsetzt, um Sinnabwanderungen zu verhindern oder zu korrigieren. Dies geschieht im Hinblick auf die erste Phase der Krise, den Zweifel, im Rückgriff auf Gurwitsch und Schütz; die zweite und dritte Phase, die Kritik und die Re-Integration, orientieren sich stärker an den Gedanken Bergers. Im abschließenden fünften Kapitel weite ich die Fragestellung aus und problematisiere die akademische Reife der Sozialarbeit. Ich beginne mit Ausführungen zur Normativitätsproblematik der Sozialwissenschaften und mache deutlich, dass der Sozialarbeit als Praxis der Sozialpädagogik, das heißt als ‚angewandter' Sozialwissenschaft, immer Sollensformulierungen auferlegt sind. Dieser, in akademischer Hinsicht, Nachteiligkeit versuche ich durch einige Vorschläge zur Ausgestaltung der Sozialarbeit, welche sich theoretisch im Anschluss an die vorherigen Kapitel formulieren lassen, zu begegnen.

Abgrenzungen und Bezüge

Theoretischer Bezugspunkt dieser Untersuchung ist die Idee einer Praxis der Sozialarbeit als „Lebensweltorientierung" oder „Alltagsorientierung". Die Lebensweltorientierung nach Thiersch stellt den bislang ernsthaftesten Versuch dar,

mundanphänomenologische und wissenssoziologische Ansätze in sozialpädagogische Theorie zu transformieren. Auf Thiersch beziehe ich mich im Laufe der Argumentation wesentlich. Dies ist jedoch nicht der einzige Anschluss der Sozialarbeit beziehungsweise Sozialpädagogik an ein mundanphänomenologisches und wissenssoziologisches Theorieverständnis. Zu nennen ist hier sicherlich zuvörderst Jakobs und Wensierskis rekonstruktive Sozialpädagogik (1997). Grundlage dieser Theorielinie ist das Bemühen um „das Verstehen und die Interpretation der Wirklichkeit als einer von handelnden Subjekten sinnhaft konstruierten und intersubjektiv vermittelten Wirklichkeit", wobei sich die Rekonstruktion auf die „Vorstrukturiertheit" des Sozialen bezieht (Wensierski & Jakob, 1997, S. 9). Zentraler Gedanke ist, Elemente der etablierten subjekt- und handlungstheoretischen Forschung mit der Praxis der Sozialarbeit stärker in Bezug zu setzen. Um diese Praxis fruchtbar mit einer empirischen Forschung verbinden zu können, wird von einer „Wahlverwandtschaft" zwischen beidem, das heißt einer Ähnlichkeit in Form und Absicht des Deutungs- und Interpretationsprozesses ausgegangen (vgl. Lüders, 1999, S. 210). Wensierski spricht von einem „intermediären Feld" und meint damit ein „soziales Interaktionsfeld zwischen ForscherInnen und PraktikerInnen, also gewissermaßen die Institutionalisierung eines Wissenschafts-Praxis-Diskurses" (2003, S. 75). Lüders (1999, S. 215) zweifelt diese Verwandtschaft der Logiken grundsätzlich an und betont die strukturelle Verschiedenheit von Forschung und sozialarbeiterischem Handeln; die Forschung ist im Wesentlichen handlungsdruckentlastet und auf Erkenntnisgewinn, das sozialarbeiterische Handeln hingegen auf die Lösung von mundanen Problemen ausgerichtet. Damit eröffnet sich anhand der Frage der Wertfreiheit der Erkenntnis eine grundlegende Differenz, die in ihrer epistemischen Grundauslegung, aber auch in Bezug auf die Konsequenzen des Umgangs mit Erkenntnis kaum radikaler sein könnte. Die weitere Entwicklung der rekonstruktiven Sozialpädagogik ist widersprüchlich. Einerseits hat sie sich in Richtung einer „Praxisforschung" entwickelt und die interpretativen und hermeneutischen Bezüge damit stark eingeschränkt (vgl. Munsch, 2012). Andererseits hat sich die rekonstruktive Sozialpädagogik entsprechend der Analyse von Lüders in der Sozialarbeit nur bedingt etablieren können. Kubisch (2014) weist zwar ebenfalls auf die Ähnlichkeit der „Haltung" und den besonderen Nutzen einer „rekonstruktiven" Sozialforschung in einer praxisangewandten Version hin (beispielsweise in Bezug auf Datenaufnahme sowie die „Einstellung" der Professionellen). Jedoch sind solche Ansätze kaum systematisch entwickelt worden. Ihre Bedeutung liegt weniger in ihrem Einfluss auf die Theorie der Sozialarbeit als vielmehr in einem Hinweis auf die Wichtigkeit empirischer Forschung für die professionelle Praxis,

das heißt auf die Relevanz disziplininterner Erkenntnisgewinnung über Phänomene des eigenen Gegenstandsbereichs. Methodologisch hat sich eine bereits bei Jakob und Wensierski zu findende Andeutung weiter etabliert: die Beanspruchung des Labels „rekonstruktiv" durch die Dokumentarische Methode und vor allem die Biographieanalyse. Erstere, so Kubisch (2014), rekonstruiert eher „praxeologisch" kollektive Wissensbestände, Letztere lenkt den Blick vor allem auf Selbstdeutungen, „Prozessstrukturen" und Identitätskonstruktionen. Damit entfernt sich die rekonstruktive Sozialpädagogik von mundanphänomenologischen Zeit- und Erfahrungsvorstellungen. Dass die rekonstruktive Sozialpädagogik trotz der Hinweise auf die „Wahlverwandtschaft" und Praxisrelevanz eher der Empirie zuzurechnen ist und in der sozialarbeiterischen Praxis wenig Verwendung findet, kann kaum bestritten werden.

Mollenhauer und Uhlendorff (1992) stellen mit ihrer „sozialpädagogisch-hermeneutischen Diagnose" weniger einen der großen paradigmatischen Theorieansätze als vielmehr eine wesentlich auf mundanphänomenologischen Überlegungen gegründete, praktisch-hermeneutische Fallanalyse bereit. Zugleich ermöglicht die sozialpädagogisch-hermeneutische Diagnose die Verbindung zwischen einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit und der Lebenswelt der Subjekte (vgl. Uhlendorff, 2012), also mit anderen Worten ein systematisches Verstehen subjektiver Wirklichkeit und der in diese Wirklichkeit eingelassenen Handlungsmotive, womit der Diagnosebegriff von einer subsumptionslogischen Ausrichtung hin zu einem hermeneutischen Verständnis verschoben wird. Dabei werden der Klient und die Klientin insofern nicht psychologisiert, als Mollenhauer und Uhlendorff (1992, S. 28) den subjektiv gemeinten Sinn einer Aussage oder eines anderen Dokuments zu seinem verborgenen, verallgemeinerten oder objektiven Sinn in Beziehung setzen. Das Subjekt wird als für sich verantwortlich, jedoch zugleich als durch intersubjektive Bezüge sozial und kulturell bedingt verstanden.

Bommes und Scherr (2012) beschreiben in ihrem systemtheoretisch angelegten Modell die Aufgaben der Sozialarbeit als eine Praxis, die auf prekäre Inklusionslagen und Exklusionsrisiken reagiert. Wo also die Kommunikationsanschlüsse in den Funktionssystemen der Gesellschaft für den oder die Einzelne abreißen, wo die generellen und nicht-individuellen Absicherungen oder Unterstützungsmodi in Erziehung, Schule, Gesundheitssystem oder Arbeitsmarkt nicht ausreichen, verschafft die Sozialarbeit den Betroffenen Zugänge zu anderen Hilfe- und Unterstützungssystemen – nämlich solchen, die weniger administrativ, beobachtend, organisierend und verwaltend als vielmehr therapeutisch und individuell vorgehen. Sie ist gestaltet anhand von Variablen, die eine Exklusion oder eine nicht hinreichende Inklusion der Einzelnen nahelegen oder nahezulegen scheinen: Erziehungs- und Schulschwierigkeiten, mangelnde Gesundheit

oder Gesundheitsvorsorge, belastende Familienverhältnisse, biographische Krisen, Devianz, Alter, ethnische, geschlechtliche und/oder sexuelle Diversität etc. (vgl. Bommes & Scherr, 2012) – oder eben einfach nur als Abweichung wahrgenommenen Verhaltens. Für Bommes und Scherr ist die Sozialarbeit eine Funktion des modernen Staates, die eine Parteilichkeit jenseits der Erfüllung des eigenen Auftrags, jenseits der Herstellung einer geregelten Funktionsfähigkeit der exkludierten oder nicht-inkludierten Gesellschaftsmitglieder ausschließt. Hier zeigt sich die hohe Anschlussfähigkeit zum dargestellten Verständnis der Sozialarbeit als soziale Probleme bearbeitende Therapieinstanz. Mögen die theoretischen Grundlagen voneinander abweichen, wissenssoziologischer Rahmen einer- und systemtheoretische Gesellschaftsdeutung andererseits, in beiden Lesarten ist die Herstellung der Behandlungsbedürftigkeit diskursiv oder kommunikativ hervorgebracht. Hilfebedürftigkeit entsteht in diesem Horizont durch Kontakt mit der ‚Beobachtungsinstanz' der Sozialarbeit, die nicht nur den Zugang zu einer individualisierten Hilfeleistung eröffnet, sondern die Einzelnen als unterstützungsbedürftig markiert und sie mittels dieser Markierung selbst wiederum aus Normalverläufen ausschließt.

Das Subjekt in der institutionell geordneten Welt

2

In Theodor Fontanes 1895 erschienenem Roman *Effi Briest* heiratet die titelgebende Hauptfigur den Baron von Innstetten, einen zwei Jahrzehnte älteren, reservierten Mann, von dem sie rasch schwanger, jedoch nicht hinreichend geliebt wird. Die etwas tumbe Effi stolpert in eine Affäre mit dem Bezirkskommandanten Crampas, ebenfalls deutlich älter, von dem sie sich jedoch mit einem Umzug aus der Provinz nach Berlin trennt. Zufällig findet Innstetten Jahre später die Liebesbriefe des Liebhabers, tötet diesen im Duell und verstößt Effi, behält aber die gemeinsame Tochter bei sich. Effi erkrankt, verarmt und stirbt, nachdem sie noch einmal ihr entfremdetes Kind gesehen hat. Vordergründig erzählt Fontane die Geschichte einer gescheiterten Ehe. Fruchtbarer wird der Roman jedoch, wenn man ihn unter der Prämisse der kulturellen Unausweichlichkeiten betrachtet. Die Personen agieren nicht aus eigenem Ermessen und Empfinden heraus, sondern weil die Dinge bedeuten, was sie bedeuten. Innstetten etwa, der betrogene Ehemann, verhandelt mit sich selbst und anderen, ob er das Duell mit Crampas wirklich in die Tat umsetzen soll: Vielleicht reiche die Zeit seit der Indiskretion ja, um die geschundene „Ehre“ in „Unsinn“ zu transformieren. Dass es trotzdem zum Tode von Crampas kommt, entspricht im Prinzip nicht den Wünschen des Barons. Er entscheidet sich nicht für das Duell, sondern das Duell entscheidet sich für ihn. Ebenso schickt er Effi fort und trennt sich von ihr, ohne dies zu wollen. Doch der Konvention will gehorcht werden. Der notorische Frauenheld Crampas drängt sich während einer Kutschfahrt Effi mehr oder minder auf – und sie willigt ein und spielt das Spiel der untreuen Ehefrau mit. Sie beendet ihre Affäre auch nicht aus eigener Kraft, sondern erst, als ihr Ehemann ohnehin nach Berlin versetzt wird. Die Institutionen tragen die Personen durch den Roman. Hinter ihrem Handeln

© Der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2022

J. Kotthaus, *Wissenssoziologische Sozialpädagogik,* Wissen, Kommunikation und Gesellschaft, https://doi.org/10.1007/978-3-658-34595-2_2

liegen keine Emotionen der Enttäuschung, der Trauer oder der Wut, wie auch insgesamt die Protagonisten weder Glück noch Erfüllung zu verspüren scheinen. Sie agieren nur bedingt, vielmehr werden sie agiert und prozessiert.

Fontanes nicht gerade tagesaktueller Roman zeigt eine Invarianz aller Gesellschaften, die durch Institutionalisierungen verstetigt sind. Institutionen zeigen uns Wege aus Handlungskrisen. Als Mitglieder einer Gesellschaft müssen wir diese nicht einmal wählen, wir müssen uns jedoch auch in der Nicht-Beachtung sinnintegrativ mit ihnen auseinandersetzen. Diese konzeptionelle Grundlage, die institutionalisierte, von Menschen geschaffene und gleichzeitig von ihnen entfremdete Welt, will ich zunächst benennen und explizieren. Meine Absicht ist, die vergesellschaftenden und subjektivierenden Dynamiken deutlich herauszuarbeiten, um somit Sozialarbeit als Institution kennzeichnen zu können, welche das von Abwanderung aus dem Bedeutungs- und Legitimationskanon bedrohte Subjekt in diesen zurückführt – im Sinne von Berger und Luckmann (1969) also eine Form der Therapie darstellt. Auf dieser Basis soll dann ein Vorschlag formuliert werden, eine am Subjekt orientierte, wissenssoziologische Theorie der Sozialpädagogik, welche den Anspruch einer relativen Autonomie von Wahrnehmen, Erkennen und Handeln erfüllt. Ich konzentriere mich auf eine wesentlich durch Schütz sowie Berger und Luckmann geprägte Lesart der Soziologie und bemühe mich behutsam um einige Interpretationen, Konkretisierungen und Neuerungen.[1]

[1] Bei der Zusammenführung von Mundanphänomenologie und Wissenssoziologie handelt es sich um eine theoretische Setzung, die zuvor noch weitgehend ohne Erörterung vorgenommen wurde, aber im Hinblick auf ihre erkenntnistheoretischen oder zumindest methodologischen Implikationen nicht unbefragt bleiben darf: Verhandelt die Mundanphänomenologie nach Schütz und die Wissenssoziologie in der Lesart von Berger und Luckmann den Gegenstand in einer anschlussfähigen Art und Weise, ja, handelt es sich überhaupt um den gleichen Gegenstand? Schütz greift auf Weber zurück und damit auf eine wissenschaftstheoretische Position des autonom handelnden Akteurs, den methodologischen Individualismus, und setzt den Wirkbegriff, also das vorentworfene, auf Alter Ego gerichtete, mit dem Ziel der irgendwie gearteten Einwirkung unterlegte Handeln zentral. Grundlage des Wirkens sind die von Schütz konzipierten Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einnehmenden Motivlagen. Jedes Wirken ist damit notwendig relational als Positionierung des Egos zu seiner Sozialität. Schütz fragt also nach der gesellschaftlichen und kulturellen Situiertheit des Subjekts (vgl. Endreß, 2011). Berger und Luckmann wiederum modifizieren den Gegenstand noch einmal: Ihnen geht es nicht primär um die Konstitution des Subjekts, sondern um die Entstehung und Weiterführung von Gesellschaft angesichts dessen, dass etwas Eigenartiges wie das Subjekt zu entstehen scheint. Es ist deshalb nur dann richtig, von einem wissenssoziologischen Sozialkonstruktivismus zu sprechen, wenn damit die Konstruktion des Sozialen, Kulturellen und Gesellschaftlichen gemeint ist. Gesellschaft kann nicht ohne Subjekt, Subjekt nicht ohne eingeschriebene Gesellschaft gedacht werden. Trotz dieser Verschiebungen, die hier nur angedeutet werden können, ist die theoretische Verknüpfung von Schütz mit Berger und

Das Subjekt ist das flüchtige Produkt eines über eine Dialektik von Externalisierung, Objektivation und Internalisierung vollzogenen Prozesses, der den einzelnen Menschen explizit in ein Verhältnis zur ihn umgebenden Gesellschaft und deren Spezifika stellt. Subjekte stehen zu anderen Subjekten über ihr Handeln und ihre Interaktion in Bezug. Diese permanente Koordinierung mit der Umwelt, also der Prozess, der das Subjekt die Effekte seines institutionalisierten Handelns bei Alter Ego antizipierend in den eigenen, institutionalisierten Handlungsentwurf als vorgreifenden Verstehensakt aufnehmen lässt, mutet ihn ‚natürlich' an. Dieses Verstehen bleibt in der Regel unreflektiert, obliegt aber den bestimmten Regeln und Funktionsweisen, die Handeln und Interaktion nicht nur im Vorfeld ihres Vollzugs für das Subjekt und seine Umwelt planbar machen, sondern ihrer Wechselseitigkeit auch einen bestimmten, vorbestimmbaren Rahmen geben: Diese Institutionalisierungen bilden die Grundlage des Alltags und angrenzender Sinnuniversen. Als institutionelle Ordnung sind sie der eigentliche Kern des stabilen sozialen Miteinanders (vgl. Berger & Kellner, 1965). Institutionalisierungen sind dabei gerade nicht als Reformulierung einer funktionalen Struktur zu verstehen, sondern vielmehr als Möglichkeit der gesellschaftlichen Inbezugstellung des Subjekts: „Internalization, then, implies that the objective facticity of the social world becomes a subjective facticity as well. The individual encounters the institutions as *data* of the objective world outside himself, but they are now *data* of his own consciousness as well. The institutional programmes set up by society are subjectively real as attitudes, motives and life projects. The reality of the institutions is appropriated by the individual along with his roles and his identity" (Berger, 1973, S. 26). Diesen Doppelcharakter der Wahrnehmung von etwas, das subjektiv dem Menschen eigen ist, aber gleichzeitig etwas Verdinglichtes und von ihm Entferntes darstellt, setze ich als konstitutiv und idiosynkratisch. Institutionalisierungen des Handelns reduzieren den Aufwand jeder Koordinierung mit anderen Subjekten. Das gilt für das Subjekt selbst, da es nicht jedes Handeln auf seinen Sinn und die wechselseitige Wirkung hin ausbuchstabieren muss. Stattdessen kann es in der Verwendung von auf gemeinsamem Wissen beruhenden, institutionell vordefinierten Problemlösungen davon ausgehen, seine Tätigkeiten kraft-, energie- und zeitsparend zu vollziehen. Gleichzeitig und damit eng verbunden ist bei vordefinierten und geteilten Problemlösungen von einer Verständigung im Sinne eines Verstehens der Handlungsabsicht auszugehen. Sozial und kulturell bedeutet dies die Möglichkeit, die in Verstehensleistungen erkannten Motive,

---

Luckmann insofern legitim, als hier jeweils die Konstitution des Subjekts in einer (unterschiedlich stark ausgearbeiteten) Sozialität verhandelt wird. In dieser Tradition steht auch diese Untersuchung.

Absichten und Ziele des Handelns nicht erst situativ klären zu müssen, sondern auf die in den institutionellen Problemlösungen eingelagerten Deutungen zurückgreifen zu können. Institutionen selektieren also bereits mögliches Handeln. Wie welche Situation hergestellt wird und wie sie auszugestalten ist, verbleibt nicht alleine bei der Intentionalität des Subjekts. Im Zugriff des Subjekts auf die Institution, eine Objektivation, welche als bloßes intangibles Gedankenobjekt ebenso vorliegen kann wie als in einem materialen Produkt veräußerte Handlungsaufforderung, greift die Institution gleichzeitig in ihrer wahrgenommenen Bedeutung auf den Wahrnehmenden zu – es handelt sich also um ein noetisch-noematisches Verhältnis. Dass diese auf geteiltem Wissen beruhenden Institutionalisierungen verwendet und verstanden werden können, dass sie darüber hinaus dem Subjekt als natürlich und damit einzig vorstellbare Wirklichkeit erscheinen, ist als sozialisatorischer Effekt zu verstehen. Der Abschluss der Sozialisation liegt in einer subjektiven Übernahme und Interpretation der vorgefundenen, historischen, vorgedeuteten Welt als einzig denk- und handelbarer (vgl. Berger & Luckmann, 1969, S. 148). Nur wenn das Subjekt die sozial ausgehandelten Vordeutungen als tatsächliche Möglichkeit übernimmt, sie als Teil seiner selbst begreift, kann es sich zu anderen in Beziehung setzen. Nur wenn es sich koordiniert, also vorgreifend die institutionalisierte Reaktion seiner eigenen institutionalisierten Handlungen einschätzt, kann es an andere kommunikativ und interaktional Anschluss finden. Die Aufgabe des Subjekts liegt also darin begründet, während der Sozialisation die historischen Vordeutungen als eigene Deutungen zu internalisieren, mit eigenen Erfahrungen zu kontextualisieren, gegebenenfalls zu modifizieren und als eigene Wirklichkeit, welche mit anderen im Alltag geteilt wird, zu begreifen.[2] Diese Überlegungen werden in diesem Kapitel ausformuliert. Sie stellen ein für eine wissenssoziologische Sozialpädagogik zwingendes Verständnis des Subjekts, seiner Konstitution und gesellschaftlichen Konstruktion dar.

2.1 Das Subjekt

Die bisherigen Ausführungen machen bereits deutlich, dass ich von einem sich seiner selbst bewussten, wahrnehmenden und intentional handelnden Subjekt in der Tradition von Schütz ausgehe. Diese Annahme beruht auf der gesellschaftlichen Unterworfenheit des Menschen. Demnach ist das Subjekt keine Monade,

[2] Die Aufgabe der bisherigen Sozialarbeit ist es, dort korrigierend einzugreifen, wo diese Sozialisation misslungen ist, weil entweder eine Anschlussfähigkeit an geteilte Problemlösungen nicht gegeben oder überhaupt keine reflektorische Zuwendung zu den Vordeutungen mehr möglich ist.